Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 3 (1919)
Heft: 1-2

Artikel: Die Fremdwörter in der Mundart
Autor: H.St.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419440

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

für die ganze deutsche Sprache. Durch die gewaltige Erschütterung, die Deutschland und Oesterreich als Staaten erlebt haben, ist die Stellung des gesamten Deutschtums in der Welt erschüttert. Auch wir Deutschschweizer haben den festen Rückhalt für die Geltung unserer Muttersprache verloren; freilich sollten gerade wir noch am ehesten imstande sein, auf unserm Boden wenigstens, der deutschen Sprache ihre Rechte zu wahren, aber wenn man z. B. die kellnermäßige Beflissenheit beobachtet, mit der unsere deutschschweizerischen Zeitungen das deutschsprachige St. Ludwig schon vor dem Einzug der Franzosen St. Louis zu nennen sich beeilten — wobei wohl die Gedanken der meisten Leser zuerst nach Amerika flogen — so erwartet man von seinen eigensten Landsleuten und Sprachgenossen nicht viel Gutes. Wir Schweizer haben wahrlich keinen Grund, die Engländer ein Krämervolk zu nennen; wie man das Geschäft der „Konjunktur" anpaßt, verstehen wir auch. Die sprachliche Waschlappigkeit der Deutschschweizer ist für unsere Sprache eine noch fast größere Gefahr als der Uebermut und die Selbstüberhebung unserer sprachlichen Gegner.

In dieser Lage ist wohl ein Blatt, das für unsere eigenen sprachlichen Bedürfnisse bestimmt ist, notwendig. Notwendig ist aber auch, und jetzt erst recht, die vielseitige Mitarbeit. Mitarbeit ist es schon, wenn uns unsere Leser nur kurz berichten über bedenkliche (oder auch erfreuliche) Beobachtungen im sprachlichen Leben unseres Landes oder uns aufmerksam machen auf sprachliche Schäden, namentlich auf solche, die mit den politischen Verhältnissen zusammenhangen — die andern sind weniger neu. Wir suchen keinen Sprachenstreit, aber unser Sprachrecht wollen wir behalten, und da der äußere Krieg jetzt ja vorüber und dadurch die innere Gefahr geringer geworden ist, werden wir dieses und jenes deutlicher sagen dürfen als in den letzten vier Jahren. Denn wenn wir auch nie vergessen wollen, daß wir ein Sprachverein sind, so ist eben unsere Sprache doch auch ein Stück Deutschtum, das wir behalten und schützen wollen, auch wenn unsere Meinung nicht immer übereinstimmen sollte mit der irgend eines Lehrmeisters „allein echten" Schweizertums. Wer heute ausdrücklich anerkennt, daß er mit dem vom Kriege furchtbar entkräfteten, dabei sozialdemokratisch regierten Deutschland sprachlich und damit in geistigen Beziehungen zusammenhängt, kann dabei gewiß ebenso unabhängig sein wie ein „Unabhängiges Organ zur Pflege des Schweizertums", das über das heutige Deutschland Tingeltangelwitze zu machen vermag.

Auf dem beschränkten Raume — wir werden vorläufig wieder nur Doppelnummern herausgeben können — ist es nicht wohl möglich, alles zu leisten, was wir in unsern Arbeitsplan aufgenommen haben und leisten möchten. Der Schriftleiter bittet wieder ausdrücklich und eindringlich nicht nur um Beiträge zum Inhalt, — über deren Aufnahme er sich natürlich die Entscheidung vorbehalten muß — sondern auch um Urteile, Anregungen, Mahnungen, Warnungen für die Leitung der Schrift.

Der Schriftleiter.

Zur Zwinglifeier.

Leser, die unser Zwingli-Heft nicht kennen,*) weisen wir darauf hin, daß wir dort unsern Beitrag zur Gedenkfeier dargebracht haben, und zwar, wie die Ueberschrift sagt, von der Seite aus, die unserm Verein am nächsten liegt, von der sprachlichen. Wichtiger als der Sprachmeister ist dem einzelnen natürlich der Glaubenserneuerer oder der Staatsmann, doch kommt man ja leicht vom einen zum andern. Ein Sprach-Künstler wie Luther ist Zwingli nicht gewesen, aber eben ein außerordentlich tüchtiger Sprach-Meister, der die Anforderungen erfüllt, die wir heute an alles Menschenwerk stellen: Natürlichkeit, Echtheit, Bodenständigkeit. Das Pfaffengewand nannte Zwingli ein „Böggenkleid", und die Fremdwörterei und übrige Sprachprotzerei behandelte er als Böggerei. Aus Farners Schrift, die allgemein sehr gut beurteilt wird, sei nur ein Wort Zwinglis wiederholt: „Nenne einer ein ding mit dem namen, den er wol verstat, und belade sich frömder worten nütz."

*) Volksbuch 5: Huldrych Zwingli und seine Sprache, von Oskar Farner; für 50 Rp. bei der Geschäftsstelle in Küsnacht, Postscheck VIII 390, zu beziehen.

Die Fremdwörter in der Mundart.

An der letzten Hauptversammlung vom 13. Weinmonat 1918 in Basel kam diese Frage zur Sprache, als von den Angriffen Prof. Roethes auf den Allgemeinen deutschen Sprachverein die Rede war. Mehrere sehr sachkundige dortige Mitglieder erklärten, daß das Fremdwort in der Mundart anders zu beurteilen sei als in der Schriftsprache; so verteidigten sie das „Büro" gegenüber dem fremden „Amt", während ein anderes Mitglied an das auch bei uns neuerdings eingebürgerte „Lebensmittelamt", „Brennstoffamt" u. dgl. erinnerte, die aber vielleicht seit dem Weltkrieg aus Deutschland zu uns eingedrungen sind. So viel ist sicher, daß jedes Wort außer seiner Bedeutung einen Gefühlswert hat, und daß dieser wechselt, je nachdem man das bequeme Hauskleid oder den Bratenrock anhat.

Sind nun aber alle Fremdwörter in der Mundart auf eine Linie zu stellen? Klingt z. B. pardon gleich wie exgüsi? adieu gleich wie adie? Ich glaube nicht, und gerade hier haben wir den maßgebenden Unterschied. Die ersten Formen sind wirklich Fremdwörter, die zweiten sind zu Lehnwörtern geworden, denn sie haben sich den deutschen Lautgesetzen angepaßt. So klingt uns Schweizern ein exgüsi und adie in der Tat heimischer als „entschuldigen Sie" oder „Leben Sie wohl". Man sollte dann aber auch wirklich an diesen Formen festhalten und nicht, wie viele Berner, „adiö" (dazu mit breitem offenem ö) sagen oder gar mit falscher Betonung ádio (für italienisch addío), wie es neuerdings aufkommt bei Leuten, die von der Sprache Dantes nicht viel mehr als dies eine Wort kennen. Für Baselstadt ist „adie!" als Begrüßung für Ankommende geradezu ein Kennzeichen. „Ade" gehört als Abschiedsgruß ja auch der dichterischen Sprache an, z. B. „Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!" „Bemooster Bursche zieh' ich aus, ade!"

So nehmen denn auch in der mundartlichen Literatur, sogar in der Dichtung, die eingedeutschten Fremdwörter einen ziemlichen Raum ein. „Rot, wo bin i iez? — und het si urige Phatescht", läßt Hebel seine „Wiese" sagen. Und im „Wegweiser" gibt er den ironischen Rat: „Lueg numme, wo Taffere sin". Gewiß würden diese Verse viel von ihrer Gemütlichkeit verlieren, wenn wir für „Phatescht" Mutwille und für „Taffere" Wirtshausschilder setzen wollten. Und das Fazenetli im „Sommerabend" möchten wir auch nicht gegen ein prosaisches Schnupftuch eintauschen.

Wenn O. v. Greyerz z. B. in seinem Lustspiel „Ds Gongstanghse" „Gusine" schreibt, so ist das ganz der Um-

gangssprache entnommen und gibt die Ortsfärbung wieder, während sich „Base" hier geschraubt ausnähme. Dagegen ist natürlich „e diräkte Dessangdang" (S. M.) ein Hohn auf das Welschparlieren der „Jumpfer Gugelma". Wenn R. v. Tavel in der „Familie Landorfer" von Gabriolen spricht und das Wort äxpräß verwendet, so braucht er es eben „expreß", weil es berndeutsch (oder sogar allgemein schweizerdeutsch) ist. Bei Jeremias Gotthelf finden wir das Wort persche (Ton auf der zweiten Silbe!) für „selbstverständlich", wofür der Basler sagt perse. In „Uli der Pächter" (19. Kap.) setzt sich Eisi auf den Wagen mit seinem offenen „Paresöli". „Em Aehnigroßbabbe si Baarebli" ist eine baseldeutsche Erzählung von Elisabeth Hetzel (Schwizer-Dütsch. Aus dem Kanton Basel. 1. Heft, S. 23—36). Wir wollen der Mundart das trauliche Papa und Mama, das vielleicht ursprünglich Naturlaut ist, in seiner jeweiligen Aussprache lassen, kann es doch auch die Schriftsprache für gewisse Gefühlstöne nicht entbehren, z. B. in Vossens Luise: „Herzlich danken wir, liebe Mama, für die schöne Bewirtung". „Schilt nicht, böser Papa" (natürlich liegt hier der Ton nach norddeutscher Art der französischen Aussprache auf der letzten Silbe). Selbst der urgermanische Wilhelm Jordan legt in seinen „Nibelungen" dem Söhnlein Gunthers die Worte in den Mund: „Ach sage doch, Siegfried, ob es nicht sein kann, daß du mein Papa bist?"

Eine besondere Betrachtung erfordern die Namen. Leo Spitzer bekämpft in seiner neulich erschienenen Schrift „Fremdwörterhaß und Fremdvölkerhaß" (Wien 1918) die Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, besonders dessen Verdeutschungsversuche, und verteidigt, namentlich vom Wiener Standpunkt aus, die fremden Namen, die einen bestimmten Gefühlswert haben. So zuwider mir Namen wie Cécile u. dgl. im Deutschen sind, so muß ich doch zugeben, daß man nicht ohne weiteres Cäcilie dafür setzen kann, weil das viel feierlicher klingt. Ebenso ist es mit Jeanne und Johanna. Daß ein Louis nicht dasselbe ist wie der entsprechende deutsche Name, habe ich an mir selbst erfahren; denn als man mich als Jüngling nach meinem Vetter Ludwig fragte, stutzte ich und kam gar nicht darauf, wer gemeint sei. Selbst ein sehr eifriger Verdeutscher gestand mir einmal zu, daß man nicht wohl sagen könne: Johann Jakob Rousseau, weil das gar zu spießbürgerlich klinge. Natürlich will ich nicht die Fremdwörtersucht in den Namen verteidigen oder sie sogar fördern helfen, vielmehr den Rat geben, schon dem Kinde bei der Taufe seinen Namen womöglich in deutscher Form zu geben, damit man später nicht einen Hangri in Heinrich, einen Johni in Johann oder Hans umtaufen oder gegen sein besseres Gewissen ihn mit dem fremden Namen anreden muß.

Im allgemeinen bleibt es dabei: Fremdwörter, besonders eingedeutschte, dürfen wir der Mundart zuerkennen; sie klingen in ihr heimischer als ein eingeführtes oder gar erfundenes Wort; denn die Mundart verträgt keine Aenderungen, wenn sie ihren Charakter nicht verlieren soll; wohl aber ist die Schriftsprache einer bewußten Weiterentwicklung fähig. H. St.

Aus der Presse.

Tessin. Durch die Presse gehn die Forderungen, die von dem Blatte Adula erdacht und von der Zeitung Dovere weitergegeben worden sind, unter anderm: „Unterstützung des Bundes für die Gründung einer Hochschule im Tessin; **Gleichstellung der italienischen Sprache in allen Verwaltungen; im allgemeinen soll die italienische Schweiz im eigenössischen Bundesstaate nicht** so sehr nach ihrer zahlenmäßigen Stärke, sondern als Landesbestandteil mit vollständiger Rechtsgleichheit betrachtet und eingeschätzt werden." (So nach den „Basler Nachrichten" vom 19. Wintermonat 1918.)

Wir bemerken hierzu folgendes: unsre italienischen Eidgenossen fordern ausdrücklich für ihre Sprache ein Vorrecht, denn wir deutsche und französische Schweizer müssen unsre Hochschulen aus den Mitteln unsrer Kantone selbst bezahlen, ohne Hilfe des Bundes, und ein Recht, das über die zahlenmäßige Stärke hinausgeht, darf in der Demokratie wirklich niemand beanspruchen, zumal nicht im Zeitalter der Verhältniswahl. Bedeutsam ist weiter, daß die Forderungen von dem Blatte Adula ausgehen, das vollständig im Dienste des unschweizerischen Gedankens der Irredenta steht, und daß anderseits die wichtige Zeitung Il Dovere sie zu den seinigen macht. Endlich ist wichtig, daß die Forderungen mit dem Siege Italiens begründet werden, also ganz offen als eine ausländische „Friedensbedingung" auftreten. Sie erhalten dadurch eine besondere, nicht eben harmlose Bedeutung, selbst wenn man sie an sich nicht beanstanden will. Es ist gewiß in der ganzen Schweiz der beste Wille vorhanden, den Tessinern kein Recht zu verweigern, das irgend ein andrer Schweizer beansprucht. Aber bei der Grundlage der Gleichberechtigung wollen wir bleiben, und mit der Macht eines Nachbarstaates soll man uns innerschweizerische Rechte nicht begründen. Bl.

Elsäßische Ortsnamen. Die Basler Presse hat sich beeilt, für den benachbarten elsäßischen Ort St. Ludwig gleich bei der französischen Besetzung wieder den französischen Namen Saint-Louis zu brauchen. Zwar ist die Sache insofern gerade bei diesem Namen nicht so bedenklich, weil in Basel Leute leben, denen der alte französische Name aus der Zeit von vor 1871 her noch geläufig ist. Aber Tatsache ist doch, daß heute in Basel der deutsche Name gebräuchlich ist, und für Ortsnamen gilt, daß sie nicht mit der Herrschaft wechseln, sondern zur Sprache dessen gehören, der sie jedesmal braucht. Für uns sollte deshalb St. Ludwig St. Ludwig bleiben. Ganz mit Recht haben unsre Welschen niemals aufgehört Strasbourg und Mulhouse zu schreiben, mochten auch die Deutschen im Elsaß regieren. So werden wir wohl auch jetzt nicht anfangen, Poznań uud Praha zu sagen, weil die Polen in Posen und die Tschechen in Prag jetzt die staatliche Gewalt ausüben, denn für uns heißen diese Städte so, wie unsre Ueberlieferung es will. Strasbourg und Huningue in einer deutschen Schweizerzeitung würden wir wohl alle als Geschmacklosigkeit empfinden. Die deutschen Namen des Elsaßes preiszugeben, wäre auch ein Unrecht gegen die deutsche Muttersprache und das deutsche Volkstum unsrer elsäßischen Nachbarn, die eben durch die Eroberung nur französische Staatsangehörige werden, keineswegs aber Welsche. Trefflich bemerkt dazu das „St. Galler Tagblatt" (vom 3. Christmonat 1918) unter der Ueberschrift: O Straßburg, o Strasbourg: „Erinnern denn diese schönen, landseignen Namen an die Mißherrschaft Preußens im Elsaß? Wo die „Maria im Rosenhag" thront und Steinbachs Gotteshauskunst uns entzückt, da mag sich für die Politik wohl manches ändern, aber Sprache und Lied bleiben was sie bis heute gewesen sind: Besitz der deutschen Sprache." Bl.